

Literarische Berichte und Anzeigen

Allgemeines

Fritz Tschirch: Spiegelungen. Untersuchungen vom Grenzrain zwischen Germanistik und Theologie. Berlin, Bielefeld, München (Erich Schmidt) 1966. 277 S., geb. DM 39.-.

Es hat gute Gründe, daß man nicht allzu häufig fachwissenschaftliche Arbeiten zu lesen bekommt, die im Grenzstreifen zwischen Germanistik und Theologie forschen. Denn der Gegenstandsbereich in den einzelnen Wissenschaften schwillt immer mehr an, und die Methoden differenzieren sich dermaßen, daß man im eigenen Hause zur Spezialisierung durchaus genötigt ist. Um so dankbarer darf man auf die Sammlung von Aufsätzen hinweisen, die der Alt-Germanist Fritz Tschirch vorgelegt hat.

Zwei Arbeitsfelder sind es, die den Sprachforscher und Interpreten mittelalterlicher Texte zur Begegnung mit der Theologie führen: einmal die Ambivalenz der sprachlichen Wirklichkeit, Gotteswort – Menschenwort; zum andern die Thematik der mittelalterlichen Literatur, die insgesamt nicht wohl verstehbar ist, wenn man nicht ihre theologiegeschichtliche Komponente stets vor Augen hat.

Diesen doppelten Aspekt zeigt die Anordnung der „Spiegelungen“. Die Aufsätze unter dem Sammeltitle „Gotteswort und Menschenwort“ sind zwischen 1957 und 1963 an verschiedenen Stellen erschienen. In „Religion und Sprache“ wird dargestellt, wie die Religion seit je die Sprache entscheidend beeinflusst hat, wie aber auch umgekehrt die Sprache auf die theologischen Inhalte umgestaltend einwirkt. An eindrucksvollen Beispielen (Wortschatz, Bedeutungslehre, Syntax, Lautgestalt) wird diese Wechselbeziehung aufgewiesen; und man kann sich schließlich der Einsicht nicht entziehen, daß „Sprachgeschichte zu einer religionsgeschichtlichen Hilfswissenschaft wird“ (S. 35) – dies gilt namentlich im Blick auf die Ursprungsformen religiöser Vorstellungen –, daß andererseits aber auch die Theologiegeschichte dem Sprachforscher unentbehrliche Aufschlüsse gibt.

Die beiden Lutheraufsätze haben es mit der Bibelübersetzung zu tun. Im ersten verteidigt Tschirch die Eigenständigkeit, die schöpferische Leistung des „Dolmetschers“ Luther gegen Arno Schirokauer, der in Stammlers „Deutsche Philologie im Aufriß“ den Artikel über das Frühneuhochdeutsche schrieb und dabei Luthers Bedeutung für die Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache zu annullieren versuchte. Nach Meinung des Rezensenten war diese übrigens bei aller Schärfe vornehm geführte Auseinandersetzung längst schon fällig.

Die zweite Abhandlung zeigt an sehr reichem Material, daß die lebendige Weiterentwicklung der Sprache – die ein Ausdruck für die Geschichtlichkeit des Menschen ist – mit Recht und Notwendigkeit zu Revisionen des ursprünglichen Luther-textes geführt hat und daß die neueste Bearbeitung (1956/64) ihrer Aufgabe, die Bibel dem reifen Hochdeutsch unserer Tage anzupassen, in vollem Maße gerecht wird. Daß die landläufige „Vorstellung von fortschreitendem Verfall und Zerfall unserer deutschen Sprache“ (S. 108) grundfalsch ist, hat Tschirch übrigens in der Zeitschrift „Muttersprache“ Mai/Juni 1965 schlüssig nachgewiesen.

„Metrik und Gesangbuch“ ist wiederum eine Streitschrift, ergötzlich zu lesen und unzweifelhaft richtig im sachlichen Ertrag. Der Autor hat die „Übersicht über den Strophenbau der Lieder aus dem „Handbuch zum evangelischen Kirchengesangbuch“ (2. Aufl. 1956) aufs Korn genommen und zeigt, daß dort völlig überholte

Kategorien zugrunde gelegt werden. Es ist seit Andreas Heusler wissenschaftlich nicht mehr diskutabel, „den germanischen Vers am antiken Vers zu messen“ (S. 110) und Silben quantifizierend als Längen und Kürzen zu zählen. Dies aber tut die „Übersicht“; und dadurch gelangt sie zu einer verwirrenden Vielzahl von Strophenbauformen, die dem Wesen des deutschen Verses mit seiner vierhebigen Grundgestalt schlechterdings nicht gerecht wird. Alles Weitere hängt mit diesem Hauptfehler zusammen. Die knappen, treffenden Bemerkungen über Alternation, Auftakt, Füllungsfreiheit u. ä. lese man bei Tschirch nach. Man sieht, daß auch Theoretiker der Kirchenmusik gut daran täten, die Germanistik als Hilfswissenschaft zu Rate zu ziehen.

Als Mittelabschnitt (II) erscheint ein längerer Aufsatz über das Selbstverständnis des mittelalterlichen deutschen Dichters. Ergebnis: „ein Selbstverständnis des deutschen Dichters im Mittelalter gibt es weder an dessen Beginn noch an dessen Ausgang“ (S. 165). In der Frühzeit und in der Spätperiode tritt der Dichter nicht als schöpferisches Genie hervor, distanziert sich nicht von seinem Publikum, sondern steht ohne den Anspruch, etwas Besonderes zu sein, inmitten der Gesellschaft, die ihn trägt. Nur in einer verhältnismäßig kurzen Zeit, nämlich zwischen dem Ausgang des 12. und der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, entfaltet der Dichter ein individuelles Selbstgefühl, das gegen Ende dieser Zeit zu einer „unbegreiflichen Überhöhung der eigenen Einschätzung“ entartet.

Der III. Abschnitt faßt mehrere Spezialuntersuchungen unter dem Gesichtspunkt der Strukturanalyse zusammen. Tschirch zeigt, daß die Komposition vieler Texte – solcher, die ihren Schwerpunkt im Religiösen haben, aber auch solcher, die „besonders kunstvoll durchgeformt sind“ (S. 200) – durch heilige Symbolzahlen bestimmt wird. Es handelt sich etwa um 33 und 34 (Lebensalter Christi) um die Rundzahl 100, um die auch sonst religionsgeschichtlich bedeutsame Symbolzahl 7 und allerlei arithmetische Kombinationen, Quersummen und dergl. Diese Schlüsselzahlen gliedern die Architektur der Werke. Am Zeilenumfang von Gedichten, Prologen, aber auch ganzen Epen läßt sich dies Bauprinzip, das mit dem Wort „Bauhüttengeheimnis“ sehr schön und präzise getroffen wird, nachweisen; und zwar so häufig, daß man nicht mehr an bloßen Zufall glauben kann. Tschirch steht hier in einer Forschungstradition, die durch E. R. Curtius' berühmtes Buch „Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter“ (1948) zwar nicht eröffnet, aber auf breiter Fläche angeregt und gefördert wurde und der wir auch in letzter Zeit noch bedeutende Einsichten über die Formprinzipien der Dichtung verdanken. Solche symbolischen Figurationen muten uns wie Spielereien an, aber es sind sehr ernst gemeinte Spiele. Sie vergegenwärtigen eine geheimnisvolle Beziehung zwischen der irdischen Wirklichkeit und ihrem metaphysischen Urbild. Es gibt kein Ding und kein Geschöpf auf Erden, das ohne höhere Bedeutsamkeit ist. Alles, was ist, hat einen über sich hinausweisenden, höheren, zeichenhaften Sinn. Dies ist die Meinung eines Freidankspruches, der nicht ohne gute Gründe dem Aufsatz „Schlüsselzahlen“ (S. 188 ff.) vorangestellt wird.

In die gleiche Richtung geht schließlich die schöne Deutung von Hartmanns Gregorius, des heilaere, des Heilandes, als einer „Postfiguration Christi“. Man braucht den Sachkenner wohl nicht daran zu erinnern, daß dieser Interpretationsansatz durch die Hartmann-Forschung der letzten Jahrzehnte vielfach bestätigt wird.

Alles in allem, ein gründliches, kenntnisreiches Buch, das überdies noch den Vorzug hat, ungewöhnlich fesselnd und lebendig geschrieben zu sein. Es ist für den nachdenklichen, genauen Leser bestimmt, dem freilich das Mittelhochdeutsche sprachlich und literarisch nicht ganz fremd sein darf. Der Religionswissenschaftler wird sich mehr jenen Partien zuwenden, wo die wechselseitige Verflechtung von Sprache und Religion erörtert wird. Der Kirchenhistoriker findet sich auf eigenstem Gebiet angesprochen, wo von der theologischen Relevanz der dichterischen Zeugnisse des Mittelalters die Rede ist.

Gütersloh

Siegfried Hajek